

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 4

Rubrik: Spukhaftes aus Bern-Altstadt

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

jede Verantwortung abgenommen und dem Staat überbunden, wenn ihm die heiligen Rechte seiner Persönlichkeit und jedwede Initiative gewaltsam entrissen werden? Wird der Mensch das Gute noch wollen, wenn sein Wirken in den Schnürseib von Gesetzen und Paragraphen gezwängt ist? Keller bejahte diese Frage, er erwartete das Heil zum guten Teil vom Staat, von einem bestimmten System. Gotthelf schaute tiefer und trotz seines religiösen Optimismus pessimistischer, denn die irdische Unvollkommenheit, die Tragik des Menschentums war ihm ureigenes Erlebnis. Er fürchtet das Schlimmste von den nivellierenden Tendenzen, er ahnt die gewaltigen Gefahren des Utilitarismus und des Industrialismus. Darum kennt er kein allein seligmachendes politisches Gebilde; nicht von außen, einzig und allein aus der ethischen Erneuerung des inneren Menschen kann nach seiner Überzeugung die Rettung kommen. So steigt Gotthelfs Kanzel hoch über die Zinnen der Partei empor. Nun bangt vor dem Entschwinden der natürhaften Individualkraft im Menschen; denn sie allein hält er für fähig, das Gute zu schaffen und zu wahren, sofern sie vom göttlichen Geist durchflutet, sofern die Lehre Christi ihr selbstverständlicher Schild ist.

Wie die Natur dem steten Wandel unterliegt, und wie dieser Wandel zugleich ihre Stetigkeit bedeutet, so erhebt sich Gotthelfs Menschheitsideal nicht auf einer bestimmten staatlichen Basis. Mit der intuitiven, weitausladenden Gedärde der lühnigen Synthese weist er nach den ewigen Pflichten, nach den „Rechten, die droben hängen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.“ Gottfried Keller schreitet auf induktiven, gesetzlichen Pfaden zu solchen Höhen empor, er dringt von der Einzelerfahrung, von der philosophischen Überzeugung zu diesen Offenbarungen vor; aber wir haben es in der jüngsten Zeit miterlebt, daß der Boden, den der in der Schule Feuerbachs gestählte Realist felsenfest und unzerstörbar wähnte, unter wilden Gärungen neu sich gestaltet. Im wohlgeordneten Reiche des freidenkenden Staatschreibers von Zürich, der mit scharfsinniger Folgerichtigkeit den Glauben seiner Jugend von sich streifte, findet sich für die Verkünder einer neuen sozialen Aera kaum irgendwo eine Stätte; das Weltreich des Mystikers Gotthelf dagegen, der nicht den Wandel als solchen, sondern lediglich eine einzelne Erscheinungsform für verwerflich und verhängnisvoll hält — dieses Weltreich steht allen offen, die für Wahrheit und Recht sich opfern und dem Bösen ewige

Feindschaft schwören. So redt der engumzirkte Emmentaler Pfarrherr, der dem religiösen Bekenntnis seiner Kindheit treu blieb, seinen streitbaren Arm weit in den unbegrenzten Kosmos hinaus.

Aber er weiß zugleich, daß, solange wir das irdische Kleid tragen, wir nur Pilgrime sind nach dem gelobten Land. Wir denken an die alte, von Lessing geprägte Erkenntnis, nach der nicht die Wahrheit, sondern der immer rege Trieb nach Wahrheit dem Leben des Menschen die Berechtigung und die stete Wurze schafft. Darum bleibt es auf Kampf gestellt, und dieser Kampf ist nicht nur ein Mittel zum ersehnten Ziele, sondern zugleich der Sinn und der Zweck des Daseins selbst.

Wohl schaut der füne Schwimmer Jeremias Gotthelf mitten in den brausenden Wogen in lichter Ferne grüne Inseln irdischer Glückseligkeit, und je älter er wird, umso ätherischer weiß er sie zu schildern: Das Erdebeirmareilei, Der Sonntag des Großvaters, Die Frau Pfarrerin. Aber immer wendet sich sein männlicher Sinn nach diesen Pausen verklärten Schauens mit neuem Mut und neuer Kraft dem schweren Ringen mit den Mächten der Finsternis zu. Er ist dem treuen Wächter zu vergleichen, der auf die bange Frage: „Hüter, ist die Nacht bald hin?“ die trübe Antwort findet: „Wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht sein.“ Aber in der frohen Sicherheit, daß der Mensch am metaphysischen Sein sein unverrückbar Teil habe, wird er nicht müde, mit seinem unerschöpflichen Pfunde zu wuhern. Denn ihn durchfließt die willensstarke Hoffnung, daß das Reich des barmherzigen, allgütigen und vollkommenen Gottes schon auf Erden sich offenbare.

In der Winternacht.

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
Weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat;
Erst wenn im Lenze die Sonne lacht,
Spürst du, was Gutes der Winter tat.
Und däucht die Welt dich öd und leer,
Und sind die Tage dir rauh und schwer:
Sei still und habe des Wandels acht:
Es wächst viel Brot in der Winternacht.

J. W. Weber.

Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Mitgeteilt von J. A. Volmar.
(Zu nebenstehendem Bilde.)

Die sprechende Katze.

Eine Hebamme lehrte in später, stockfinsterer Nacht von einer Geburtshilfe nach Hause. Gegen 12 Uhr langte sie bei ihrer Wohnung an der Brunngasse an. Um den Schlüssel schneller in das Loch stecken zu können, zündete sie eine Laterne an. Plötzlich sah sie in deren Schein eine schwarze Katze, die ihr gemütlich zurief: „Guete-n-Ube, guete-n-Ube! Wie geht's?“ Raum hatte sie das gesagt, so verschwand sie wieder.



J. Volmar (1796–1865): Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Die sprechende Katze.